

Mitten im Abschweifen des zu leidenschaftlichen und zu kräftigen Geistes kommt Anatole France mit Traurigkeit wieder auf den bewaffneten Frieden zu sprechen, der die europäischen Völker erdrücke. Wiederholt beschwor er mit seiner ganzen Feuerseele die friedliche, allumfassende Gemeinschaft der Arbeiter. „Phantastereien, Träumereien!“ wenden die praktischen Leute ein und vergessen, daß der Wunsch das Leben schafft und die Zukunft nur die Verwirklichung einiger philosophischer Träumereien darstellt.

Als wir von dem Manne, der wie kein anderer die Verkörperung französischen Denkens und Fühlens in Frankreich ist, Abschied nahmen, kamen mir die Worte Fénelons wieder in den Sinn, die der Meister am Eingang seines „Jardin d'Epicure“ angebracht hat: „Er kaufte einen schönen Garten, den er selbst pfl egte. Hier errichtete er seine Schule. Er führte mit seinen Schülern ein friedliches und angenehmes Leben und unterrichtete sie, während er lustwandelte. Er war menschenfreundlich und leutselig gegen jedermann. Er glaubte, es gäbe nichts Edleres auf der Welt als das Studium der Philosophie.“

## Österreichisches / Von Hermann Bahr

4



igentlich ist an der ganzen bosnischen Geschichte noch der alte Herbst schuld. Der alte Herbst, das war jenes deutsche Bürgertum in Österreich, das sich nicht entschließen konnte, nach 1866 umzulernen. Es hatte geträumt, Deutschland dereinst führen zu können. Nun waren wir plötzlich aus Deutschland geworfen. Es blieb uns nichts übrig, als aus einem deutschen Ost-Reich ein slawisches West-Reich zu werden. Bismarck hat das gewußt. Und hat es gewünscht. Und hat darin die Bedeutung Österreichs für Deutschland erkannt: einen kleinen deutschen Staat neben sich zu haben, daran hat Deutschland kein Interesse, das höchste dagegen an einem slawischen Staat, den die wirtschaftliche Macht und die politische Kraft seiner Deutschen hindert, jemals von der deutschen Richtung abzukommen. Er gab zu verstehen, daß es ihm wichtiger war, so den Deutschen eine geistige und wirtschaftliche Verbindung mit Slawen

gesichert zu wissen, als das deutsche Lied über den Grenzen zu hören. Und er hat seinen Unmut über jene österreichischen Deutschen nie verhehlt, die, Deutscher als dieser Deutschesse, durch ihre scheele Politik des Argwohns gegen die Notwendigkeiten der Entwicklung, indem sie die Herrschaft ihres Stammes zu festigen glaubten, ihn aus seinen ererbten Sigen verdrängten. Osterreich war aus Deutschland geworfen, und da muteten die Deutschen Herbsts ihm zu, dies nicht zu bemerken, sondern so zu tun, als ob sich nichts verändert hätte. Da nun aber ein Staat in einer Fiktion nicht leben kann, da ein Staat einem Baume gleicht, der sich, wenn er nach rechts nicht wachsen kann, nach links dreht, seinen Weg zur Sonne suchend, so mußte die Entwicklung des neuen Osterreichs abseits von den Deutschen Herbsts geschehen; und darum, solange sie noch die äußere Macht hatten, heimlich vor ihnen. Die Deutschen Herbsts zwangen Osterreich, sich im Verborgenen zu entwickeln. Und wie dergleichen, auch wenn dann die Ursache schon erloschen ist, noch nachzuwirken pflegt, ist es seitdem Sitte geblieben, die wahren Entscheidungen Osterreichs sozusagen unter dem Tisch abzumachen, unbemerkt von den herrschenden Parteien, was denn nun freilich eine recht seltsame Art zu herrschen ist.

Dieses System einer äußeren Politik ohne Mitwiffer im eigenen Land hat Andrassy eingeführt. Ihm war klar, daß unsere Zukunft auf dem Balkan ist. Und es war ihm auch klar, daß damit die Vorherrschaft der Deutschen und der Ungarn ein Ende haben werde. In seinem schönen Leichtsinne, der sich an die nächsten Forderungen des Tages hielt und für alles andere den lieben Gott sorgen ließ, war er nun aber nur darauf bedacht, den Deutschen und den Ungarn seinen Sinn zu verbergen, was ihm denn auch bei unseren stets in den unmittelbaren Augenblick verbissenen Staatsmännern einige Zeit gelang. Und deshalb beschied er sich auf dem Berliner Kongresse mit der „Okkupation und Verwaltung“ Bosniens und der Herzegowina, statt gleich ihre „Annexion“ zu fordern, die vom Anfang an gemeint war und damals nicht bestritten worden wäre. Um nur Ruhe vor dem alten Herbst zu haben. Es hat ihm nichts genügt. Sie sind beide schließlich darüber gestürzt.

Als im Oktober die Annexion Bosniens und der Herzegowina verkündigt wurde, zeigte sich zunächst, daß es in Osterreich heute keine Deutschen Herbsts mehr gibt. Der Gedanke dieser Altösterreicher, der Begriff eines zwischen

den Deutschen und den Ungarn aufgetheilten Österreichs ist außer Kraft. Die Nachricht hätte sonst nicht ohne jeden Widerspruch hingenommen werden können. Aber sie machte zunächst eigentlich gar keine Wirkung. Die Leute waren es zufrieden und gönnten unserm alten Kaiser, daß ihm beschieden war, nach solchen Verlusten auch einmal einen Gewinn zu erleben. Bis plötzlich, was niemand zu vermuten schien, Europa darüber in Aufruhr geriet und der Krieg an unser Thor schlug. Da brachen die Meinungen auseinander.

Die Stimmung des deutschen Bürgertums in Österreich war: um keinen Preis einen Krieg, nicht einen Schuß Pulver sind uns die zwei Provinzen wert! Hätte man in der deutschen Bevölkerung damals abgestimmt, ich glaube nicht, daß sich hunderttausend Stimmen im ganzen Reich für den Krieg gefunden hätten. Merkwürdig war aber, daß nur die Sozialdemokraten den Mut hatten, dies auszusprechen, wodurch sie wieder einmal in unserem deutschen Bürgertum, besonders bei den Frauen, die stärksten Sympathien gewannen. Und merkwürdig auch, daß sich selbst unter den Slawen, die doch von der Annexion den größten Vorteil haben werden, keine Begeisterung für diesen Krieg fand. Eigentlich stimmten ihm bloß drei Gruppen im Lande zu, die zusammen immerhin eine gewisse Macht hätten, sich aber untereinander nicht verständigen können und auch keinen unmittelbaren Zusammenhang mit den Parteien haben. Erstens die Gruppe der immer zum Hurra bereiten Patrioten, die jeden Anlaß wahrnimmt, den Kadetzkmarsch zu blasen, die 1866 die berühmten nassen Fegen gegen den verfluchten Preußen schwang, und die denn auch jetzt wieder mit der Faust in alle Viertische fuhr: „Geh nur her, wannst di traust, vaflechter Serrrb!“ Man wunderte sich nur, daß die Presse die Macht dieser lauten, aber nur an Lärm beträchtlichen Gruppe von Veteranen aller Art so sehr überschätzte, während sie den Flug verborgenen Eifer der zweiten Gruppe garnicht zu bemerken schien. Diese sieht man nie, man hört sie nicht und weiß nicht, daß sie es ist, die man überall spürt. Es sind das ein paar offenbar sehr kluge, in den Staatshändeln erfahrene, die Kunst, hinter vorgeschobenen Interessen unsichtbar zu bleiben, wunderbar beherrschende Romantiker der klerikalen Partei, die sich zur Katholisierung des Balkans verschworen haben. Die Katholisierung des Balkans, das ist das Schlagwort dieser Gruppe. Man sagt ihr nach, sie sei es gewesen, die Rampollas Wahl zum Papst verhindert

habe, weil der, in seiner handfesten, unschwärmerischen, den Wirklichkeiten zugetanen Art, von einem solchen aggressiven Klerikalismus nichts hatte wissen wollen. Ich erzähle das, wie man es mir erzählt hat, kann aber dafür so wenig einstehen, als ich weiß, ob es wahr ist, daß die ungestümen bosnischen Franziskaner und der Erzbischof Doktor Stadler, den unsere Christlichsozialen so hegen, direkt dieser Gruppe gehorchen, die nur aus ganz wenigen, aber sehr entschlossenen, ja fanatischen Männern zu bestehen und ihren Plan eines Kreuzzuges gegen die griechische Kirche selbst vor der eigenen Partei zu verheimlichen scheint. Noch aus der Zeit der alten Romantik her sind in Österreich mystische Neigungen hängen geblieben, in Böhmen und Mähren und unter den Kroaten gibt es Gemeinden eines seltsam erregten Neukatholizismus; zu solchen Wallungen einer unbestimmten religiösen Sehnsucht mag dann noch der Ehrgeiz starker Energien, den der Trödel unserer offiziellen Katholiken unbefriedigt läßt, mag der Zorn enttäuschter Altösterreicher, die sich an einer verhaßten Gegenwart rächen wollen, mag auch der verirrte Wunsch eines Slaventums kommen, das von der Macht der Russen gern geschieden wäre; und so würde der Wahn einer Gruppe verständlich, die sich nirgends sehen läßt und doch überall zu wirken scheint.

Aber zu diesen katholischen Ideologen trat nun noch eine dritte Gruppe, die sich zwischen ihnen und jenen insipiden Hegern aus Heß wunderbar ausnahm: unsere paar Intellektuellen stimmten in die Kriegslust ein. Man sah manchen, der sich sonst politisch in der Nähe der Sozialdemokraten angesiedelt hat, ja solche sogar, die, wenn sonst von Krieg die Rede war, nicht übel Lust hatten, sich zu Hervé zu bekennen, jetzt Anfällen eines streitbaren Imperialismus erliegen, über den sie selbst wahrscheinlich vor ein paar Monaten noch ingrimmig gespottet hätten. Ich schildere nur, ich urteile nicht. In einer Region, die sonst von den Gedanken des äußersten geistigen Radikalismus, ja bisweilen von Neigungen zum theoretischen Anarchismus beherrscht wird, stellten sich plötzlich patriotische Rührungen, Erinnerungen an alte Zeiten, als Prinz Eugen der edle Ritter gegen Belgrad zog, und Begeisterungen ein, die in der Denkart von Bernhard Shaw und Anatole France nicht ganz leicht unterzubringen waren. Ein Österreichtum brach plötzlich aus, das unter dem unmutigen Hohn, mit dem wir sonst unser Vaterland zu behandeln gewohnt sind, niemand vermutet hätte. Was wir, dreißig Jahre lang, immer hatten

verhalten müssen, um uns nicht lächerlich zu machen, wodurch wir so spöttisch und spielerisch geworden waren, um es uns nur nicht merken zu lassen, woran wir immer so gelitten hatten, tief im Geheimen, um es nur nicht zu verraten, weil wir uns ja geschämt haben würden: diese ungeheure Sehnsucht sprang jetzt aus den Ketten, Sehnsucht, uns endlich einmal zu zeigen, Sehnsucht nach einer Tat. Denn wir, die jetzt den Paß des Lebens überschritten haben, sind mit unserer lebendigen Kraft in der toten Stille eines Reichs aufgewachsen, das freiwillig abgedankt zu haben schien, und wo wir ans Werk traten, um auf unsere Art in Europa mitzutun, wurden wir gleich ängstlich abgemahnt, weil doch der Österreicher ausgespielt habe und froh sein müsse, still beiseite stehen zu dürfen. In uns rief, mit tausend Stimmen: „Wir sind auch noch da!“ Immer aber hieß es darauf: „Nicht so laut, daß man euch nicht bemerkt, denn eigentlich ist Österreich nicht mehr da!“ Wir fühlten uns so stark und sollten tun, als wären wir schwach. Bereit, uns mit allen zu messen, wurden wir gezwungen, uns vor allen zu beugen. Wir gingen von Leben über und sollten im Grabe liegen. So sind wir alt geworden und haben nie jung sein dürfen. Ist es ein Wunder, daß jetzt unsere verbotene, seit so langen Jahren heimlich aufgesparte Jugend mit Zinsen losbrach? Als uns jetzt zum ersten Mal einer das Zeichen gab: „Österreich ist noch da!“ Ist es ein Wunder, daß wir auf den ersten Ruf aus dem Grab sprangen, mit aller Seligkeit unserer unverbrauchten Jugend, und mit ihrer ganzen närrischen Dummheit auch?

Da ist unter uns ein strenger Mann, schon bald an die sechzig, voll böser Enttäuschungen, der Doktor Heinrich Friedjung, der das berühmte Buch über den „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859 bis 1866“ geschrieben hat und jetzt eins über „Österreich von 1848 bis 1860“ schreibt (beide bei Cotta in Stuttgart; vom zweiten ist bisher nur der erste Band erschienen), nachdenklich bekümmerte Bücher, in denen er nur zu fragen scheint, woran wir denn eigentlich verstorben sind, um sozusagen ein ärztliches Attest ausstellen zu können über unsern Todesfall. Und diesen sonst immer so bedächtigen, hoffnungslos gelehrten Herrn hat man jetzt plötzlich mit verlorenerem Zügel ins Feld sprengen sehen, als wär's ein junger Adjutant. Daran erkennt man erst, was wir alle gelitten haben müssen, in diesen langen entsetzlichen Jahren der Einstellung Österreichs! Und nur so kann man sich

auch die Macht Aehrenthals über uns erklären, dem aus allen Gassen Bewunderung und Begeisterung zuläuft, weil ja unsre Generation in Oesterreich an ihm erst erlebt hat, was es einem Staat bedeutet, einen Mann zu haben. Wir sind es so garnicht gewöhnt, daß wir nicht zweifeln, es gehöre Genie dazu, ein Mann zu sein. Und wenn Aehrenthal so klug ist, wie er sich bisher noch immer gezeigt hat, wird ihm vielleicht jetzt schon vor der Gottähnlichkeit bange, mit der ihn unser dankbares Bedürfnis nach einem Mann umgibt. Er hat uns verschafft, daß man sich nicht mehr schämen muß, ein Oesterreicher zu sein. Das ist viel. Nun aber glauben wir deshalb von ihm alles erwarten zu dürfen. Das ist vielleicht garnicht bequem für ihn. Gerade jetzt nicht, wo zum ersten Mal von ihm mehr als bedächtiger Verstand, Geduld und Festigkeit des Willens verlangt wird und er zeigen soll, daß er auch eine schaffende Kraft hat. Der Moment der atemlosen Spannung, als unsre Truppen schon an der Grenze standen, nun aber statt der ersten Kugel die Botschaft des Friedens aufzog, ist vorüber. Und wir müssen jetzt fordern, daß es ein siegreicher Friede sei, den er für uns geschlossen hat. Unsre Truppen, einmal ausgerückt, hätten nicht umkehren dürfen, ohne heimzubringen, was uns der Krieg eingebracht hätte, zu dem wir entschlossen waren. Dieser Krieg hatte keinen Sinn als den, die Serben aus unseren Feinden zu Freunden zu machen, die uns auf dem Balkan helfen wollen. Wir können ihm nur ausgewichen sein, wenn er sich als unnötig erwies und es uns gewiß geworden war, die Serben, auch ohne sie dazu erst durch einen Krieg zu zwingen, aus unseren Feinden zu den Freunden zu machen, die wir auf dem Balkan brauchen. Sie sind bereit. Aber sind auch wir dazu bereit? Das ist die Frage. Und so springt die Frage der äußeren Politik hier jetzt plötzlich in eine der inneren um und es zeigt sich, daß das System Andrassy's, die linke Hand der Politik nicht wissen zu lassen was die rechte tut, das System einer äußeren Politik hinter dem Rücken der inneren, das System einer Kabinetts-politik, die sich, wenn sie nur des Regenten und allenfalls noch der allgemeinen Stimmung gewiß ist, um das Einvernehmen der Parteien drücken zu können glaubt, plötzlich in der Entscheidung versagt. Aehrenthal hat es ganz wie Andrassy gemacht. Wie Andrassy damals hat er eine Politik angefangen, die das Ende einer mächtigen Partei bedeutet: der Agrarier. Mit den Serben ist er fertig geworden. Nun steht ihm bevor, auch noch mit unseren

Agrariern fertig zu werden. Jener Krieg ist aus, dieser fängt an. Aber wo nimmt er die Soldaten für diesen her? Jetzt wird es sich zeigen, ob er die Kraft hat, sich eine Partei des modernen Österreichs zu schaffen, die den alten agrarischen Wahn schlägt.

Bosnien und die Herzegowina an Österreich zu nehmen kann nur einen Sinn haben, wenn Österreich glaubt, daß seine Zukunft auf dem Balkan sei, und wenn es zu dieser Zukunft entschlossen ist. Es kann seine Zukunft auf dem Balkan nur haben, wenn die Völker dort ihr Vertrauen von Rußland weg nach Österreich hin wenden. Sie sind dazu bereit, weil der Russe schwächer, weil Österreich näher ist und weil Österreich ihnen bieten kann, was sie brauchen. Die Frage ist nur noch, ob Österreich es ihnen auch bieten will. Unse Industrie, die den Vorteil davon hätte, sagt Ja. Unse Agrarier, deren Nachteil es wäre, sagen Nein. Das Österreich also, das seine Zukunft auf dem Balkan sucht, hat unsere Industrie zum Freund, den Agrarier zum Feind. Ein industrielles Österreich muß auf den Balkan, einem agrarischen ist es unmöglich. Da die Dynastie entschlossen scheint, auf den Balkan zu gehen (es wäre ja doch sonst sinnlos gewesen, Bosnien und die Herzegowina zu nehmen, und sinnlos alles, was seit dem Oktober geschehen ist, und soviel Kraft umsonst vertan und soviel gefährliche Hoffnung umsonst erregt), muß sie sich entschließen, ein industrielles Österreich zu wollen, weil ein agrarisches nicht mit ihr gehen wird. Ein industrielles Österreich aber, das wäre ja das Österreich der wirtschaftlichen und geistigen Freiheit, von dem wir seit dreißig Jahren träumen.

Dieses braucht Uehrenthal, wenn er vollenden will, was er begonnen hat. Er muß nur einsehen lernen, daß es heute nicht mehr geht, eine äußere Politik zu machen, von der die innere nichts weiß. Er muß einsehen lernen, daß Österreich niemals draußen stark sein kann, solange drinnen seine Kräfte gebunden sind.

Zum Verständnis der bosnischen und serbischen Dinge seien zum Schluß drei Schriften empfohlen, die in diesen Tagen erschienen sind: „Wie wir zu Bosnien kamen“ von Professor Doktor August Fournier (Verlag von Christoph Neissers Söhnen, Wien); „Die Wahrheit über die wiener Orientpolitik“ von Karl Hron (Verlag der Deutschen Vereinsdruckerei, Graz); und endlich die ganz ausgezeichnete Darstellung der „Serbischen Frage“ von Doktor Wladan Georgewitsch (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart).